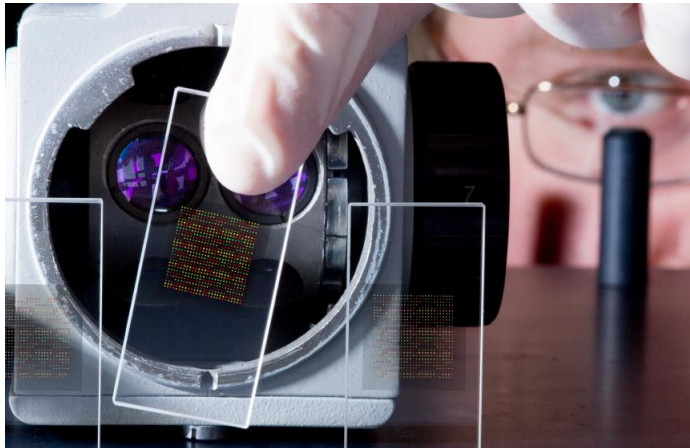


Umstrittene Gentests – oder doch nicht?



Wie gross ist die Wahrscheinlichkeit, dass ich an Diabetes oder Parkinson erkranken werde? Gentests wie sie Firmen wie «23andMe» oder «Navigenics» anbieten, versprechen diese Fragen teilweise zu beantworten, aber auch weitere Informationen zu liefern, zum Beispiel, wie gut jemand bestimmte Medikamente verträgt.

Seit Jahren werden solche Gentests kontrovers diskutiert. Befürworter erklären, das Wissen über die eigenen Gene könne dazu führen, dass die Menschen ihren Lebensstil anpassen: Dass sie gesünder essen, mehr Sport treiben oder über die Verträglichkeit gewisser Medikamente besser Bescheid wissen. Gentests seien die Basis, um die Medizin zu personalisieren, das heisst auf den jeweiligen Patienten individuell anzupassen.

Kritiker halten dagegen, dass die Aussagekraft von Gentests für komplexe Krankheiten, wie beispielsweise Diabetes, gering ist und viele Menschen mit dem Wissen über die eigenen Gene überfordert seien. Was passiert, wenn der Test ein erhöhtes Risiko für Alzheimer oder Brustkrebs zeigt? Sind manche Menschen durch dieses Wissen nicht traumatisiert?

Keine Anzeichen für mehr Stress oder Angst

Eine in der Medizinfachschrift «New England Journal of Medicine» erschienene Studie deutet darauf hin, dass weder Gegner noch Befürworter richtig liegen. In der Studie wurden mehr als 2000 Amerikanerinnen und Amerikaner vor und nach einem Gentest nach ihrem Lebensstil und Stresslevel befragt. Mehr als 90 Prozent der Befragten zeigten aufgrund der Resultate des Gentests keine Anzeichen von erhöhtem Stress oder gesteigerter Angst, machten aber auch keine Anstalten, mehr joggen oder mehr Äpfel essen zu wollen.

Die Menschen interessierten sich in der Folge allerdings vermehrt für Vorsorgeuntersuchungen. Wenn der Gentest zum Beispiel ein erhöhtes Risiko für Darmkrebs zeigte, dann wurden regelmässige Darmspiegelung in Betracht gezogen, um einen Krebs möglichst früh erkennen und behandeln zu können.

Die Studie hat mehrere Einschränkungen: So gibt es keine Kontrollgruppe und die Gesamtheit der Teilnehmerinnen und Teilnehmer entspricht nicht der breiten US-Bevölkerung. Dies ist auch der Grund, warum Christoph Rehmann-Sutter, Ethik-Professor an den Universitäten Lübeck und Basel, sehr zurückhaltend ist, wenn es darum geht, die Studie zu bewerten: «Die Daten sind sehr grob. Ich würde daraus keine voreiligen Schlüsse ziehen.»

Quelle: New England Journal of Medicine, Band 364, Seite 524